Der Alte

In Deutschland fehlen 5.000 Hausärzte. Auch Dr. Gunter Schneider sucht im Erzgebirge einen Nachfolger. Inzwischen ist er schon 77. Aber er kann doch seine Patienten nicht im Stich lassen, oder?

Von Nadine Ahr, DIE ZEIT, 30.10.2024

Spät ist es gestern geworden. Um 0.17 Uhr hat er das letzte Rezept fertig gemacht, so steht es im Computer. Nebenbei hat er ferngesehen, auf dem kleinen TV-Gerät, das im Regal steht, irgendeine Talkshow. Als alles erledigt war, hat er das Licht gelöscht im Behandlungsraum, den seine Helferinnen auch »sein Wohnzimmer« nennen, ist am Empfangstresen vorbei, an dem die Patienten sich in der Sprechstunde anmelden und der nun im Halbdunkel lag. Ein paar Schritte in den Flur und dann, bevor es geradeaus nach draußen geht, ist er nach rechts abgebogen, den kleinen Gang entlang zu der Tür, auf der in geschwungenen Buchstaben privat steht. In den anderen Teil des Hauses.

Sechseinhalb Stunden lang war Dr. Schneider dann privat, man könnte auch sagen, er war einfach nur Gunter Schneider, Erzgebirgler, Familienvater, Großvater, Ehemann. In diesen sechseinhalb Stunden hat Gunter Schneider sich im Wesentlichen ausgezogen, geschlafen und sich wieder angezogen. Nun, um Viertel vor sieben, ist er wieder in seiner Praxis in einem Dorf namens Seiffen. 15 Minuten zu früh, aber von seinem Küchenfenster aus hatte er gesehen, dass einer seiner Patienten schon mit seinem Auto auf dem Parkplatz gegenüber stand. Also hat Gunter Schneider seinen letzten Schluck Kaffee getrunken und ist wieder rüber in die Praxis, so wie er es jeden Werktag macht – außer donnerstags, da sind morgens immer Hausbesuche, da kommt er erst später rein. Erreichbar ist er aber von 7 bis 19 Uhr, von Montag bis Freitag. Das

macht er schon immer so, weil erst ab 19 Uhr der ärztliche Bereitschaftsdienst zuständig ist. Da wäre sonst eine Lücke.

Und eigentlich würde er immer so weitermachen, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Ein Leben lang. Das Problem ist nur: Dr. Schneiders Leben ist schon ziemlich weit fortgeschritten. Er ist 77 Jahre alt. Vor zwölf Jahren überlegte er, in Rente zu gehen. Er fand aber niemanden, der seine Praxis übernimmt. Das war für Dr. Schneider auch gar nicht so schlimm, weil ihm sein Beruf ja noch Spaß bereitete. Er liebt es, Arzt zu sein. Also machte er weiter. Dr. Schneider beschloss, erst mit 70 aufzuhören. Aber da war noch immer kein Nachfolger in Sicht. Also macht er weiter.

Theoretisch braucht Dr. Schneider gar keinen Nachfolger. Er könnte einfach das Haus verkaufen und sich zur Ruhe setzen. Aber was würde dann aus all den Menschen, die zu ihm kommen? Die kann er doch nicht im Stich lassen. Seine Patienten.

Dr. Schneiders Patienten:

1.200 im aktuellen Quartal.

Mehr als 100 am Tag.

In Deutschland sind 5.000 Hausarztstellen unbesetzt, in elf Jahren werden es 11.000 sein. Das klingt nach einem eklatanten Ärztemangel. Gleichzeitig aber gibt es im Land so viele Ärztinnen und Ärzte wie nie zuvor. Aber viele wollen lieber Chirurgen, Internisten oder Anästhesisten als Hausärzte sein.

Unter den Hausärzten wiederum gibt es immer weniger, die eine eigene Praxis übernehmen wollen. Lieber arbeiten sie als Angestellte in größeren Praxen oder Medizinischen Versorgungszentren. Die Gründe: kein wirtschaftliches Risiko, weniger Stress, mehr Möglichkeiten für Teilzeitarbeit.

Und unter jenen, die bereit sind, eine Praxis zu führen, gibt es immer weniger, die diese Praxis auf dem Land haben wollen. Also dort, wo es kein Kino gibt und kein Theater, wo die nächste weiterführende Schule weit weg ist, der Bus nur zweimal am Tag fährt und das Internet schlecht ist. Die Liste ist lang.

Inzwischen gibt es Initiativen, um mehr Ärzte aufs Land zu locken. Zum Beispiel das Programm »Landärzte für Sachsen«, das Bundesland, in dem Dr. Schneider seine Praxis hat. Hier können sich Studierende verpflichten, nach ihrer Ausbildung für mindestens zehn Jahre als Hausarzt in einem Gebiet mit besonders großem Bedarf zu arbeiten. Dafür werden sie auch mit nicht ganz so guter Abiturnote zum Studium zugelassen. 40 Plätze gibt es pro Semester, die Zahl der Bewerberinnen und Bewerber war bisher stets deutlich höher. Eine gute Nachricht.

Für Dr. Schneider aber kommt sie zu spät. Das Programm hat erst vor zwei Jahren begonnen, ein Medizinstudium dauert mindestens sechs Jahre, danach folgt die Facharztausbildung, das sind noch einmal fünf Jahre. Wenn einer der neuen Hausärzte theoretisch bereit wäre, die Praxis in Seiffen zu übernehmen, wäre Dr. Schneider 86 Jahre alt. Dass er so lange durchhält, ist unwahrscheinlich.

Wahrscheinlicher ist, dass er doch irgendwann, wenn es einfach nicht mehr geht, in fünf Monaten, oder in einem Jahr, oder in drei, seine Praxis für immer schließen wird und es dann eben keinen Hausarzt mehr in der Gegend gibt.

Aber was fehlt eigentlich, wenn er fehlt?

Ein Dienstagmorgen um halb zehn, Dr. Schneider hat bis dahin 27 Patienten behandelt. Ein ruhiger Tag, sagt Schwester Cindy, eine seiner Helferinnen.

Dr. Schneider kommt aus dem Behandlungszimmer. Er ist klein und steht ein bisschen gebückt. Mit seiner leisen, leicht krächzenden Stimme sagt er: »Der Nächste bitte.«

Von einem der Stühle im Wartebereich erhebt sich eine Frau, auch sie steht ein bisschen gebückt. Sie gibt ihm die Hand.

»Ach, du bist es«, sagt Dr. Schneider und streicht der alten Dame über den Arm. Die beiden treten ins Behandlungszimmer, Dr. Schneider schließt die Tür.

»Na, bald ist es ja so weit, oder? Dein großer Tag?«

Die Frau lächelt, nickt. Später wird Dr. Schneider erzählen, dass die Patientin vor Jahrzehnten zu ihm gesagt habe: Wissen Sie eigentlich, dass wir am selben Tag Geburtstag haben? Da können wir uns doch eigentlich duzen.

Seitdem duzen sie sich, so wie er die meisten hier duzt. Alles andere, sagt er, wäre doch komisch. Mit einigen seiner Patienten ist er groß geworden, mit anderen hat er auf Hochzeiten getanzt und auf Dorffesten einen gehoben. Gemeinsam leben sie hier in Seiffen, seit Jahren und Jahrzehnten, tief im Erzgebirge, vier Kilometer von der Grenze zu Tschechien entfernt. Ein Ort, an dem es den Kirchenchor gibt, die Kindertrachtengruppe, den Kaninchenzuchtverein, den Briefmarkenverein und noch ein paar mehr Vereine, aber sonst nicht viel, außer der traditionellen Holzkunst natürlich, die sie hier herstellen und auf die die Menschen hier sehr stolz sind. Im Winter kommen Busladungen von Touristen und kaufen die Schnitzereien der Spielzeugmacher, all die Räuchermännchen, Nussknacker und Weihnachtspyramiden.

Jetzt, im Herbst, aber ist es noch ruhig, und die rund 2.000 Seiffener sind unter sich.

»Und, wo wollt ihr deinen Achtzigsten feiern?«, fragt Dr. Schneider jetzt seine Patientin. »Bei Yvonne?«

»Ja, bei Yvonne.«

Es gibt in Seiffen, abgesehen vom Imbiss Wurstknacker und vom Pizza-und-Döner-Laden, zwei Gaststätten. Eine davon ist der Holzwurm von Yvonne.

»Da war ich neulich, der Günther hat da gefeiert, 92 ist er geworden, aber der ist topfit«, sagt Dr. Schneider.

Dann fragt er: »Wie alt ist die Mutti noch mal geworden?«

»87.«

Auch die Mutti war seine Patientin. So wie jetzt die fast 80-jährige Tochter, deren Kinder und Enkel.

»Nun gut. Was haste denn?«

Die Patientin schildert ihre Symptome. Schmerzen im Nacken und Schwindel.

Dann sagt er: »Wie wäre es, wenn du zu deinem Orthopäden gehst und vielleicht die Halswirbelsäule röntgen lässt.«

»Gunter, der macht doch nicht mehr!«

Dr. Schneider schüttelt den Kopf. »Was, der ist doch noch gar nicht so alt«, sagt er. »Nun ja, wieder einer.«

Die Hausärztin in Deutschneudorf, fünfeinhalb Kilometer von Seiffen, hat aufgehört, der Kollege Dietze aus Heidersdorf, zwölf Kilometer entfernt, ebenfalls, weil er es mit der Hüfte hat. »Dabei«, sagt Schneider, »ist der über zehn Jahre jünger als ich.« Ein Jungspund. Eine andere Kollegin, aus Olbernhau, der nächsten Kleinstadt hier, ist auch bald an der Reihe.

In Olbernhau, 10.500 Einwohner, gibt es im Moment noch fünf Hausarztpraxen. Gar nicht so wenig. Und sogar ein Krankenhaus, das Erzgebirgsklinikum. Von Seiffen sind es 12 Kilometer, 14 Minuten Autofahrt. Für diejenigen, die noch mobil sind, geht das. Mit dem Bus ist es schon schwieriger, der fährt meist nur alle zwei Stunden. Und nicht alle von Dr. Schneiders Patienten sind noch in der Lage, alleine in den Bus zu steigen.

Zieht man den Radius ein bisschen größer und schaut sich den Erzgebirgskreis an, wird das Problem noch deutlicher. Im gesamten Landkreis fehlen 62 Hausärzte. Bei den Fachärzten sieht es besser aus, aber auch hier entstehen erste Lücken. Demnächst hört zum Beispiel die Kinderärztin in Olbernhau auf. Sie ist die einzige dort.

Jahr für Jahr sind es weniger Ärzte um Dr. Schneider herum. Statt aufzuhören, nimmt er also neue Patienten auf, von Dr. Dietze aus Heidersdorf kommen manche, auch von der Kinderärztin in Olbernhau. Macht er eben wieder mehr Kinder-Vorsorgeuntersuchungen. Kann er ja, hat er früher auch gemacht, hat er im Studium gelernt, da gehörte Kinderheilkunde zur Ausbildung eines Allgemeinmediziners dazu, damals in der DDR.

Seit 52 Jahren ist Dr. Schneider jetzt Arzt. Seit 33 Jahren in eigener Praxis in Seiffen. Dr. Schneiders Großvater hat schon hier gelebt, er selbst ist ein Dorf weiter aufgewachsen.

»Der Nächste bitte.«

Der ehemalige Sportlehrer aus dem Ort. In ein paar Tagen wird er 89, er kommt fast jede Woche. Bis vor Kurzem noch mit dem Auto. Aber weil er es mit den Augen hat, nimmt er das Auto jetzt nur noch, um zum Supermarkt um die Ecke zu fahren. Zum Doktor fährt er mit dem Moped.

»Der Nächste bitte.«

In den vergangenen zehn Jahren hatte Dr. Schneider zweimal jemanden, der seine Praxis übernehmen wollte. Der Erste war Tscheche. Netter Junge, sagt Schneider, umsichtig, motiviert, auch er war vom Land. Hätte gut hierher gepasst. Aber er hatte noch keinen Facharzt. Also hat Dr. Schneider eine Weiterbildungsbefugnis bei der Sächsischen Landesärztekammer beantragt, die braucht er, damit er ausbilden kann.

Während der Ausbildung arbeitete der junge Mann nicht nur bei ihm, sondern auch anderswo, so ist das vorgesehen, unter anderem in der Abteilung für Innere Medizin im Krankenhaus in Olbernhau. Nur, da blieb er dann gleich, weil es ihm in Olbernhau besser gefiel als in Seiffen. Bis heute ist er dort.

Der Zweite war ebenfalls Tscheche, aber ein Aufschneider, sagt Dr. Schneider. Verspiegelte Sonnenbrille, gegelte Haare, so sei der in die Praxis gekommen. Er habe sogar schon Herztransplantationen gemacht, habe er erzählt. »Da frage ich mich schon, was will so einer in Seiffen?«, sagt Dr. Schneider. Aber der Mann hat sich dann eh nicht mehr gemeldet.

Und nun? Noch einen ausbilden? Dr. Schneider winkt ab. Wenn jetzt wieder einer kommen würde, der noch keinen Facharzt hat, würde er ablehnen. Nicht wegen der schlechten Erfahrung, sondern weil er nicht weiß, ob er die fünf Jahre, die eine Ausbildung dauert, noch schafft. »Ich nehme ja inzwischen auch jeden Tag eine Handvoll Tabletten.«

Kurz nach zehn, Kaffeepause.

Dr. Schneider kommt aus dem Behandlungszimmer, schaut zu Schwester Cindy am Tresen. Auf sein Nicken hin verschwinden sie in dem kleinen Raum hinter dem Empfangstresen, alle vier, Schwester Cindy, Schwester Romy, die Aushilfe Bärbel und Dr. Schneider. Der Raum hat kein Fenster und ist so klein, dass nicht viel mehr hineinpasst als die Küchenzeile und der Tisch mit der rot-gelben Karodecke, der ganz

eng an die Wand geschoben ist, damit sie sich alle dazwischenquetschen können. Es gibt Kaffee mit Kaffeesahne und letzte Absprachen vor den Hausbesuchen, die heute noch anstehen. Zu wem soll Romy fahren, beim wem schaut Dr. Schneider selbst am Nachmittag vorbei, wenn er zu den Heimen fährt, was ist zu beachten.

Bei Heinrich (die Namen aller Patientinnen und Patienten sind geändert) muss man einfach vorbeifahren, der hat kein Telefon.

Bei der Erika darf er nicht kommen, wenn *Sturm der Liebe* im Fernsehen läuft. »Einmal gemacht«, sagt Dr. Schneider. »Da habe ich gleich einen Anpfiff bekommen.«

Schwester Romy schnappt sich ihre Tasche mit den Spritzen und dem Blutdruckmessgerät und macht sich auf den Weg. Zu 30 Patientinnen und Patienten fährt sie jede Woche. Heute sind es vier alte Frauen, die sie besucht, alle verwitwet, alle leben jetzt alleine in kleinen Häusern, wie sie hier im Erzgebirge überall stehen, manche an so steilen Straßen, dass ältere Menschen im Winter kaum hinauskönnen, wenn Schnee liegt, weil sie sonst Gefahr laufen, zu stürzen.

Jetzt liegt noch kein Schnee, noch scheint die Sonne warm und mild, und trotzdem kommen die alten Frauen selten unter Menschen. Schwester Romy ist oft ihr einziger Besuch, den sie in der ganzen Woche haben. Man merkt es daran, dass sie schon Schokolade bereitgelegt haben, wenn Schwester Romy das Haus betritt. Man merkt es an den »Ach, bleib doch noch«- und »Setz dich doch«-Sätzen. Die Häuser sind voll mit gerahmten Fotos ihrer Liebsten in alten, schweren Schrankwänden. Die Liebsten sind meistens tot oder weit weg. Manchmal erzählt die eine oder andere, dass bald die Tochter oder der Sohn zu Besuch kommt. Aus Dresden, aus Freiberg, aus Chemnitz oder von noch weiter weg. Aus den Städten, in die sie irgendwann gezogen sind, weil es dort mehr Arbeit gibt, und mehr Leben auch.

Schwester Romy hört zu, lächelt, ignoriert die abgestandene Luft in den überheizten Räumen und macht häufig nichts weiter, als der Patientin Medivitan zu spritzen, eine B-Vitamin-Aufbaukur mit Folsäure. Nicht lebenswichtig. Aber doch bedeutsam, weil Schwester Romy mit der Spritze auch das Gefühl von Zuwendung verabreicht, das manchmal sehr wirkungsvoll sein kann.

Kurz vor Mittag ist Romy zurück in der Praxis, um 13.15 Uhr steht Dr. Schneider von seinem Schreibtisch auf und geht nach nebenan in seine private Haushälfte, in der er früher mit seiner Familie gewohnt hat und in der heute nur noch er wohnt, von Montag bis Freitag. Seine drei Kinder sind hier erwachsen geworden. Zwei Töchter, ein Sohn. Aber weil die eine, im vergangenen Jahr verstorbene Tochter an Muskeldystrophie litt und im Rollstuhl saß, ist die Familie vor einigen Jahren in ein rollstuhlgerecht umgebautes Fachwerkhaus in Olbernhau umgezogen.

Dr. Schneider fährt immer am Freitag nach der Arbeit dorthin, dann, wenn er wieder nur Gunter Schneider ist, der Privatmensch, unter der Woche aber bleibt er in Seiffen. Und weil er allein ist und alles auf praktisch getrimmt, lässt er sich sein Essen von einem Lieferdienst bringen. Zum Glück, sagen seine Helferinnen, sonst würde er noch das Haus in Brand setzen. Sie lachen, als sie das erzählen. Generell schmunzeln sie oft über ihn.

Dr. Schneider sagt über seine Helferinnen: Ich habe mich verjüngt, und schmunzelt auch. Schwester Cindy, die seit ein paar Jahren vorne am Tresen sitzt, ist nicht mal halb so alt wie er. Eigentlich, sagt Dr. Schneider, mag er es nicht so, wenn eine so viel Metall am Körper hat wie die Cindy, so viele Ringe im Ohr und so, aber was soll er machen? Ist wohl heute so.

Genau wie Dr. Schneider es hinnimmt, dass die medizinischen Fachangestellten heute anders aussehen als früher, lassen Schwester Cindy und Schwester Romy ihm seine Marotten.

Dass er allen Patienten, die in die Praxis kommen, den Blutdruck misst, zum Beispiel. Ohne Ausnahme! Wobei es nicht er, sondern Romy ist, die den Blutdruck misst.

Oder dass er zwar inzwischen den Computer bedienen kann, aber weiterhin zusätzlich immer noch alles auf die Karteikarte schreibt. Immer wieder hört man aus dem Behandlungszimmer ein »Wo ist denn noch ...?«, »Wo habe ich denn ...?«, dann kramt er auf seinem Schreibtisch herum und in den kleinen Plastikkörben voll Karten, die er hier und dort im Zimmer abstellt. Neulich, erzählt Dr. Schneider, habe seine Enkelin aus Berlin ihn hier besucht, und als sie seinen Stapel auf dem Schreibtisch sah und die Körbe da und dort, habe sie zu ihm gesagt: »Opa, das ist aber unordentlich hier!« Ach, weißt du, habe er ihr geantwortet, ich bin alt, ich darf das!

Aber auch wenn Dr. Schneider mal etwas zerstreut wirkt, man darf sich nicht täuschen lassen, das Wesentliche entgeht ihm nicht. Als an einem anderen Morgen eine Lehrerin wegen eines Virusinfekts kommt, sagt er ihr, dass er sich Sorgen um ihren Freund mache. Dann reden sie eine Viertelstunde. Darüber, dass ihr Freund mittlerweile nicht mehr nur einen, sondern anderthalb Kästen Bier am Tag trinkt. Dass sie sich fragt, ob und ab wann sie ihn in eine Klinik einweisen lassen kann.

Dr. Schneider wusste, dass es nicht gut um ihren Freund steht, er hat davon gehört. Die Menschen reden mit ihm.

Als eine Nachbarin, Ende 60, wegen »Herzhuppeln« kommt, lässt er Schwester Romy Blut abnehmen, obwohl er weiß, dass das Blutbild wahrscheinlich in Ordnung ist. Das Problem ist ein anderes. Die Frau hat sich vor Jahren, nach dem Tod ihres Ehemannes, in einen 20 Jahre älteren Mann verliebt. »So was«, sagt Schneider, »geht selten gut. Irgendwann macht der Altersunterschied Probleme.« Jetzt ist der neue

Lebensgefährte stark dement, und sie hat Herzstolpern. Dr. Schneider weiß, das Ergebnis des Blutbildes wird sie beruhigen. Und was noch wesentlicher ist, sie hat im Behandlungszimmer eine Runde geweint. Das hilft.

Dr. Schneider hört zu, gibt Rat, nimmt sich Zeit. Er ist das, was vielerorts sonst nur der Pastor ist. Einer, mit dem man reden kann, der einem zuhört. Bei ihm können die Menschen ihre Sorgen lassen, ihre Ängste. Abrechnen kann er die Gespräche nicht. Sie sind nicht lukrativ. Aber wichtig.

Ein Mittwochvormittag. »Der Nächste bitte.«

Eine junge Frau, die Schwierigkeiten hat, geradeaus zu gehen. Man sieht ihrem Gesichtsausdruck an, es tut weh. Nur gefunden hat Dr. Schneider nichts. Später wird er erzählen, dass er anfangs dachte, sie simuliere und habe keine Lust zu arbeiten, die Frau ist Kellnerin, aber dann hat er sie auf der Straße gesehen. Auch da lief sie so.

Auch das weiß ein Arzt, wenn er von hier ist. Wer simuliert, wenn er am Montag in der Praxis aufschlägt und eine Krankschreibung will, und wer nicht. »Ich kenne meine Pappenheimer«, sagt Dr. Schneider.

»Also«, sagt die junge Frau, nachdem sie sich hingesetzt hat. »Der Neurologe, den Sie mir empfohlen haben, hat erst einen Termin im Januar.«

Dr. Schneider schüttelt den Kopf. Es ist September. »Cindy, stell mich mal ins MVZ durch«, ruft er den Flur runter. Die Abkürzung für Medizinisches Versorgungszentrum, dort gibt es eine Neurologin. »Das kann doch nicht wahr sein«, grummelt er in seinen Bart.

»Schneider hier. Ist das die Frau Dr. Wilhelm? Ach, die gibt es nicht mehr? Die ist fort?«

Er legt auf. Schüttelt den Kopf. »Das ist der Alltag hier«, sagt er.
Die alte Neurologin ist jetzt woanders, es gibt eine neue Praxis, da ist aber kein Termin zu bekommen. Er schreibt die Patientin krank, noch eine Woche. »Ich schaue, was ich bis dahin machen kann.« Am Mittag wird Schwester Cindy alle möglichen Ärzte abtelefonieren. Eine Stunde wird sie dafür brauchen. Am Ende bekommt sie für die Patientin einen neuen Termin bei einem anderen Neurologen, in drei Wochen.

Aber jetzt erst mal Besprechung, bei Kaffee, Semmel und Bockwurst mit Bautz'ner. Machen sie immer so am Mittwoch. Cindy hat die Würste mitgebracht. Am Donnerstag schaut ab und zu ein Mann vorbei und bringt Kuchen mit. Der Mann war in Seiffen mal Bürgermeister und Dachdecker, ist aber inzwischen auch schon an die 80. Eine andere Patientin hat auch oft Kuchen dabei, wenn sie wegen ihrer Schmerzspritze kommt, wieder ein anderer bestellt immer mal wieder was vom Fleischer.

Die Bewohnerinnen und Bewohner von Seiffen umgarnen ihren Arzt mit Kuchen und Wurst – solange sie ihn noch haben. In anderen Teilen Deutschlands, dort, wo es ebenfalls Ortschaften gibt, die schon seit Längerem ohne Arzt auskommen müssen, werben manche dieser Orte mit immer großzügigeren Angeboten für sich.

Karlsbad-Ittersbach bei Karlsruhe zum Beispiel verspricht eine Prämie von 200.000 Euro, wenn sich dort ein Hausarzt niederlässt. Seit vier Jahren suchen sie vergeblich.

Die Gemeinde Hohenkammer in Oberbayern beauftragte extra eine Marketing-Agentur, um nach 15 Jahren ohne Hausarzt endlich jemanden zu finden, und versprach

dem Neuen, eine Praxis auf Gemeindekosten auszubauen. Nächstes Jahr fängt nun tatsächlich eine Ärztin an, die Praxis wird gerade umgebaut.

Das Dorf Berglern, ebenfalls in Oberbayern, hat zwar keine Agentur beauftragt, dafür aber vor Kurzem den YouTube-Clip »Berglern sucht den Superdoktor« produziert, in dem der Bürgermeister und der Vermieter der Praxis für sich werben, untermalt mit schmissigen Elektrobeats und dem eingesungenen Slogan »Der Superdoktor«.

Donnerstagnachmittag, ein anderer Patient, Anfang 80, er hat Prostatakrebs, der schon in die Knochen gestreut hat. Seine Ehefrau ist mitgekommen, um zu besprechen, wie es weitergeht.

Die Frau sagt: »Der Arzt in der Klinik hat gesagt, er soll entscheiden, ob er noch eine Chemo macht.«

Eine Heilung ist nicht mehr zu erwarten. Eine Chemotherapie könnte sein Leben um ein paar Monate verlängern, würde aber auch ständige Übelkeit und noch mehr Erschöpfung bedeuten.

Schweigen. Tiefes Atmen der Ehefrau.

Dr. Schneider sagt: »Gehen müssen wir alle einmal. Ihr müsst nur schauen, wie ihr die Zeit verbringen wollt, die euch bleibt.«

Die Frau nickt. Der Mann wirkt erleichtert. Er wird keine Chemo mehr machen. Sie brauchten einen Rat, von einem, dem sie vertrauen.

Dr. Schneider wird sie begleiten die nächsten Wochen und Monate. Wenn es dem Ende zugeht, wird er täglich bei ihnen vorbeikommen, abends, wenn die Praxis zu ist, bevor er sich um den Papierkram kümmert. Das macht er immer so, wenn einer seiner Patienten im Sterben liegt.

»Der Nächste bitte.«

Eine Patientin braucht eine Überweisung. Bevor sie sich wieder erhebt, sagt Dr. Schneider: »Du, wo wir unter uns sind: Du gehst doch mit der Sandra immer mit den Hunden, kommt die zurecht?«

»Ach, gar nicht.« Dann erzählt sie, dass die Sandra nicht mehr richtig für sich sorgen könne, immer zu wenig einkaufe, der Sohn schaue auch nie vorbei, um sich um seine Mutti zu kümmern.

»Dank dir. Mach's gut.«

Als die Patientin aus der Tür ist, sagt er, dass er etwas Hintergrundinformation brauchte. Er kenne die Frau nicht so gut, »die war früher beim Dietze«. Dem Arzt aus Heidersdorf, der jetzt zugemacht hat.

»Der Nächste bitte.«

Leichte Magenstenose. »Musst du was essen, das gut rutscht.«

»Der Nächste bitte.«

Annemarie kann nicht schlafen.

»Romy, schau mal im Schrank nach, oben rechts.«

Der Schrank. Das ist noch so eine besondere Sache bei Dr. Schneider. Jeder Arzt muss seine Patienten ausreichend versorgen, muss aber auch wirtschaftlich arbeiten,

sonst fragt die Kasse nach: Ist das Medikament wirklich das, was der Patient braucht? Hätte man ihn nicht kostengünstiger behandeln können? Im schlimmsten Fall droht ein Regress, eine Wirtschaftlichkeitsprüfung.

Damit es nicht dazu kommt, hat Dr. Schneider noch den Schrank, ganz hinten in seinem Behandlungszimmer. Da stehen die ganzen Packungen, schön geordnet in verschiedenen Fächern, die wie folgt beschriftet sind:

Infekt

Blase

Herz-Kreislauf

Prostata

Gicht

Und noch ein paar mehr. In diesen Fächern liegen die zugehörigen Medikamente. Kostenlose Muster, die er bekommen hat und nun weitergibt. Auch das gehört dazu, als Hausarzt muss man manchmal erfinderisch sein. Zurechtkommen mit dem, was man hat.

Ein Freitagmittag. Dr. Schneiders Frau, die Medizinische Fachangestellte ist und viele Jahre die Praxis mit ihm geführt hat, ist gekommen, um die Patientenkarten neu einzusortieren, die er auf dem Schreibtisch verstreut hat. Früher, als sie jeden Tag hier gearbeitet und auch hier gewohnt hat, hat sie das immer spätabends gemacht. Das sei vorbei, sagt sie. Und das sei auch ganz gut so.

Spricht man ein wenig mit Frau Dr. Schneider, begreift man, worum sie sich in all den Jahren noch alles gekümmert hat.

Die Kinder? Ihre Aufgabe.

Der Haushalt? Ebenfalls.

Dr. Schneider war in seinem Leben fast immer Dr. Schneider und selten Gunter Schneider. Und Christine Schneider, ob sie wollte oder nicht, war immer auch: die Frau Doktor. Das war auch der Grund, warum sie nie gerne im Vorgarten gearbeitet hat. Weil sie da jeder angesprochen hat, wegen eines Rezepts, eines Termins, eines Zwickens im Bein. Obwohl sie doch gar keinen Dienst hatte.

»Früher«, sagt sie, »standen manche schon um halb sieben vor der Tür.« Eine halbe Stunde vor Beginn der Sprechstunde. »Wenn ich im Morgenmantel die Zeitung geholt habe, waren die da, haben gewartet und ›Guten Morgen, Frau Doktor‹ gerufen.« Schrecklich sei das gewesen. Manchmal, im Winter, habe sie einfach die Schippe hingestellt und gesagt: »Hier, kannst mal Schnee schippen, wenn du schon da bist, dann muss ich das nicht machen.«

Sie lacht. Schweigt kurz. Dann sagt sie: »Wer macht denn auch seine Praxis um sieben Uhr auf? Kein Mensch, so ein Blödsinn! Acht Uhr reicht doch auch.« Sie weiß, wenn sich ein neuer Arzt fände, dann würde er wohl nicht von sieben bis 19 Uhr erreichbar sein wie ihr Mann. Er würde Patienten, die jeden zweiten Tag kommen, weil sie heute wirklich eine Spritze brauchen, nicht geduldig zuhören. Das wissen sie hier alle, die Patienten, die Arzthelferinnen.

Aber immerhin, es würde weiterhin einen Arzt geben.

»Ich habe immer mal gedacht, vielleicht wird es ja einer, der hier im Urlaub ist und sagt, hier ist es schön«, sagt Christine Schneider. »Andererseits, für einen, der nicht von hier ist, da ist es auch schwierig.«

Sie zuckt mit den Schultern.

»Ach, vielleicht kommt ja noch einer.«

Dr. Schneider sitzt in seinem Auto, es ist kurz vor sechs Uhr abends, er ist auf dem Weg nach Zöblitz, 20 Kilometer von Seiffen entfernt. Dort, im Wirtshaus »Zum Schwarzen Bären«, findet einmal im Monat ein Stammtisch für Ärzte und Ärztinnen aus der Gegend statt. Der Ablauf ist immer gleich: Erst gibt es einen Fachvortrag eines Gastes, danach sitzt man beisammen, tauscht sich aus, unterhält sich über Patienten, die neueste Gesundheitsreform, Alltägliches aus der Praxis. Gespräche unter Kollegen eben.

Dr. Schneider durchquert Hirschberg, Oberneuschönberg und noch ein paar Orte und Örtchen auf dem Weg, da klingelt sein Telefon.

»Schneider.«

Eine Patientin ist dran. »Gunter, ich bin es. Bist du nachher noch in der Praxis? Mir geht es im Bauch rum.«

»Du hast doch die Tabletten, die du nach Bedarf nimmst, da nimmst du eine. Hinlegen, Läppchen und Heizkissen dazu.«

»Bittertropfen habe ich, kann ich die nehmen?«

»Kannste, dann lässte aber die Tabletten weg.«

»Danke, Gunter.«

Auch über diese Frau weiß er viel. Ihr Geburtsdatum hat er im Kopf. Jahr, Monat und Tag. Wen kümmert es da schon, dass er manchmal nicht weiß, wo die Karteikarten sind? Wenn er nicht mehr da ist, ist keiner mehr da, der das im Kopf hat.

Als er beim Schwarzen Bären parkt, kommt ein paar Meter weiter gerade ein weißes Auto zum Stehen. Ein älterer Mann steigt aus, in der Hand eine Krücke, er kann kaum gehen: Dr. Gert Schröder. Er organisiert den Ärztestammtisch, schon seit Jahrzehnten. In den vergangenen Monaten konnte der Stammtisch nicht stattfinden, Dr. Schröder hatte eine Wirbelsäulen-OP.

»Na«, sagt Dr. Schneider und klopft ihm sanft auf die Schulter. »Kommen die Alten wieder zusammen?« Dr. Schröder ist 75. Auch er ist Hausarzt mit eigener Praxis.

Drinnen gibt es, bevor der heutige Gast, ein Neurologe, einen Vortrag zum Thema Schlafstörungen hält, erst einmal großes Hallo und Händeschütteln. 16 Männer und Frauen sind gekommen, nicht alle sind Hausärzte. Auch eine Gynäkologin ist dabei, eine Kinderärztin, ein Psychiater.

»Mensch, wie geht es, Gert?«, wird Dr. Schröder gefragt.

»Frag besser nicht.«

»Wie lange machst du eigentlich noch, Gunter?«, fragt eine junge Frau Dr. Schneider. »Bis 80«, sagt er und grinst. »Mindestens.«

Die Frau ist die Tochter von Dr. Schröder, auch sie ist Ärztin. Seit ein paar Jahren führt sie die Praxis gemeinsam mit ihrem Vater. Er wird aber trotzdem noch in Vollzeit gebraucht. Es sind zwei Praxisstellen, alleine würde die Tochter es nicht schaffen. Dr. Schröder sucht also ebenfalls einen Nachfolger.

Auch Dr. Schneiders Tochter hat Medizin studiert. Auch sie wurde Hausärztin, aber nicht in Seiffen, sondern in Berlin, ihrem Studienort. Es ist eine ganz andere Praxis als die ihres Vaters, sie ist Teil eines Ärztehauses, in dem es auch eine Kinderärztin, eine Gynäkologin, einen Osteopathen, einen Lungenarzt und eine Augenärztin gibt, außerdem eine Praxis für Chirurgie, eine für Orthopädie und mehrere Zahnärzte.

Wenn man Dr. Franziska Runge, geborene Schneider, in dem Ärztehaus im Stadtteil Zehlendorf besucht, erzählt sie, dass sie von ihren Patienten höchstens jeden dritten etwas näher kennt, per Du ist sie mit keinem. Sie sitzt in ihrem Behandlungszimmer hinter einem modernen Schreibtisch, eine kleine, freundliche Frau, die ihrem Vater sehr ähnlich sieht und sich doch sehr von ihm unterscheidet. Durch

ihren Ordnungssinn zum Beispiel. Auf dem Schreibtisch liegen neben der Computertastatur nur ein Block und ein Stift.

Über ihren Vater spricht sie mit viel Wärme, sie sagt, dass er ihr Telefonjoker sei, wenn sie einmal nicht weiterwisse bei einem Patienten. Fragt man Dr. Franziska Runge aber, warum sie die Praxis in Seiffen nicht übernimmt, sagt sie: »Ich finde es schön, ab und zu da zu sein, aber zurück ins Erzgebirge? Nein.« Sie wolle auch mal ins Theater, ihre Kinder spielen Hockey.

Fragt man Dr. Gunter Schneider, warum seine Tochter die Praxis nicht übernimmt, sagt er: »Ihr Mann ist Westberliner, der will nicht in den Osten und schon gar nicht aufs Land.«

Und dann denkt man sich, wenn schon die Tochter, die in Seiffen aufgewachsen ist, nicht hierher will, wer will es dann?

Ein anderer Tag, eine neue Patientin. Eine Urlauberin sitzt bei Dr. Schneider im Behandlungszimmer, im Wartezimmer aber hocken nur Alteingesessene. Die, die schon immer kommen, manche öfter als einmal die Woche. Und so bleiben die *Tina*, die *Frau aktuell* oder die *SuperIllu* auf dem Tisch im Wartezimmer liegen. Die Patienten unterhalten sich lieber miteinander.

»Und, wie geht's euch?«

»Na, es ist schon 'ne Umstellung, wenn man nicht mehr arbeitet.«

»Ach, biste jetzt auch in Rente?«

»Ja, seit ein paar Wochen. Mal schauen, wie es wird.«

»Mal sehen, wie lange der Doktor noch macht.«

»Mensch, du, es regnet ganz schön.«

»Ja.«

»Bei uns ist es mal in den Keller reingelaufen.«

»Nee, du.«

Das Wartezimmer ist, was früher der Marktplatz war. Hier trifft man sich.

An den Wänden im Wartezimmer hängen drei Fotos von Reisegruppen. Ältere Herrschaften vor bergiger Kulisse. Unter einem steht *Großglockner Hochalpenstrasse 2018*. Die Fotos zeigen unterschiedliche Menschen, aber zwei sind auf jedem der drei Bilder zu sehen: Dr. Schneider. Und Schwester Hella. Schwester Hella hat bis vor elf Jahren in der Praxis gearbeitet, bis sie in Rente ging. Sie war es, die die Idee zu den Patientenreisen hatte. Immer, wenn sie aus dem Urlaub kam, erzählt sie, hätten die Patienten, bei denen sie zum Hausbesuch war, gesagt: Ach, wir würden ja auch gerne mal weg, aber wir können nicht mehr.

Schwester Hella sitzt in ihrem Haus in Neuhausen, einem Dorf in der Nähe von Seiffen, am Esstisch. Daneben ihr Mann Klaus, vor ihnen Fotoalben mit Bildern und kurzen Texten und eingeklebten Eintrittskarten. 13 solcher Fotobände hat Schwester Hella angelegt, Erinnerungen an die Reisen und die Menschen, die damals dabei waren.

Davon erzählt sie nun. Es waren Menschen, die nicht weit rumgekommen sind, weil sie in der DDR nicht durften, sich danach nicht getraut haben und schließlich nicht mehr konnten. Aber weil sie so gerne wollten, erzählt Schwester Hella, habe sie damals mit ihrem Mann gesprochen, der ein Busunternehmen hatte. Dann ist sie zu Dr. Schneider gegangen und hat ihn gefragt, ob sie nicht mal eine Reise unternehmen können mit den Patienten, die dazu alleine nicht mehr in der Lage sind.

Joa, habe er gesagt, können wir machen. Also machten sie, Hella und ihr Mann Klaus.

Sie organisierten den Bus, die Hotels. Auf ihren Hausbesuchen konnten sich die Patienten, die mitfahren wollten, in eine Liste eintragen. Schwester Hella packte selbst gebrannten Johannisbeerschnaps ein und backte Kuchen für die Fahrt. Beim ersten Mal habe sich Dr. Schneider dann mit seinem Arztkoffer in den Bus gesetzt und noch einmal nachgefragt, wohin es eigentlich gehe. Es ging nach Lermoos in Tirol, 1999 war das. 40 Patientenreisen haben sie seitdem unternommen, an die Ostsee, in den Schwarzwald, an den Bodensee. Jede dauerte vier bis fünf Tage: »Wir hatten Katheter mit, Infusionen, Patientenakten, Medikamente, Verbandszeug, einen Defi und ein Sauerstoffgerät. Auch Totenscheine und Leichensäcke«, sagt Schwester Hella. »Aber die haben wir nie gebraucht.«

Fast 20 Jahre sind sie auf Patientenreise gefahren. Als ihr Klaus das Reiseunternehmen verkaufte und in Rente ging, hörten sie auf. Das Bild von der Großglockner-Hochalpenstraße, das in der Praxis hängt, ist auf ihrer letzten Reise entstanden.

Abends um kurz vor sieben zieht Dr. Schneider seinen Arztkittel aus, hängt ihn an den Haken. »War doch wieder eine schöne Sprechstunde«, sagt er, »von allem etwas dabei.« Morgen um sieben wird er weitermachen, genau wie übermorgen, wie nächste Woche, nächsten Monat, vielleicht auch nächstes Jahr, wer weiß. Jetzt muss er aber noch kurz rum zu Herrn Oltmann. Am Vormittag kam ein Anruf vom Pflegedienst, der zweimal am Tag bei Herrn Oltmann ist. Viel zu hoher Blutdruck, Herzrasen. Ob sie den Rettungsdienst rufen sollten? Dr. Schneider weiß, dass Oltmann ein neues Medikament verordnet bekommen hat und dass sein Blutdruck auf so etwas leicht mal reagiert, also kein Rettungsdienst. Stattdessen hat er schnell Schwester Romy vorbeigeschickt, um zu schauen, ob es ernst ist.

Er hat aber auch versprochen, dass er am Abend noch mal vorbeikommt. Also löscht er jetzt das Licht in der Praxis, zieht die Haustür hinter sich zu, setzt sich ins Auto und fährt die Hauptstraße von Seiffen runter, die auch so heißt, Hauptstraße. Er

parkt vorm Haus, nimmt seine Arzttasche in die eine und einen Schlüssel in die andere Hand. Es ist der Hausschlüssel von Herrn Oltmann. Seit Oltmanns Frau verstorben ist und er die steilen Treppen, die es hier in vielen Häuschen gibt, nicht mehr hinunterkommt, um die Haustür aufzusperren, kommt halt Dr. Schneider zu ihm hoch in die Wohnstube. Es ist nicht der einzige Hausschlüssel, den er von seinen Patienten hat. »Ich bin es, Doktor Schneider«, ruft er, als er über die Schwelle tritt. Oben am Pflegebett misst er noch mal Herrn Oltmanns Blutdruck, schaut sich die Notizen an, die der Pflegedienst hinterlassen hat, fragt Oltmann, ob und was er zum Abendbrot gegessen hat. Der Puls ist normal, er hat gegessen und getrunken, Farbe im Gesicht, alles in Ordnung.

»Gute Nacht«, sagt Dr. Schneider, als er sich verabschiedet. Und während er schon auf der Treppe ist, ruft er: »Ich schließe dann wieder zu.«